

JAHRBUCH DER PSYCHOANALYSE

Beiträge zur Theorie, Praxis und Geschichte

Herausgegeben von
Claudia Frank
Ludger M. Hermanns
Elfriede Löchel

Wolfgang Walz
Clandestine Objekte

Laurence Kahn
Aktualität der Metapsychologie

Peter Dettmering
Psychoanalyse und Literatur

67

frommann-holzboog

© frommann-holzboog e.K.

JAHRBUCH DER PSYCHOANALYSE

*Beiträge zur Theorie, Praxis
und Geschichte*

Herausgeber

Claudia Frank
Ludger M. Hermanns
Elfriede Löchel

Mitherausgeber

Hermann Beland
Friedrich-Wilhelm Eickhoff
Lilli Gast
Ilse Grubrich-Simitis
Helmut Hinz
Albrecht Kuchenbuch
Gerhard Schneider

Beirat

Wolfgang Berner
Terttu Eskelinen de Folch
M. Egle Laufer
Léon Wurmser

67

frommann-holzboog

*Bibliografische Information
der Deutschen Nationalbibliothek*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar

ISSN 0075-2363

© frommann-holzboog Verlag e. K. · Eckhart Holzboog
Stuttgart-Bad Cannstatt 2013

www.frommann-holzboog.de

Satz: Offizin Scheufele, Stuttgart

Gesamtherstellung: AZ Druck und Datentechnik,
Kempten

Psychoanalyse und Literatur*

Peter Dettmering**

Wie die Psychoanalyse hat sich auch derjenige ihrer Zweige, den man inzwischen als »Literaturanalyse« bezeichnet, in zwei großen Abschnitten entwickelt. In der Entdeckungs- und Pionierphase wurde ein neues, faszinierendes Gebiet rasch durchgemessen, ohne zunächst Fragen der Systematik und Abgrenzung besondere Beachtung zu widmen. Zu Beginn stand, daß Sigmund Freud sich in der Literatur beheimatete Werke nutzbar machte und sie mit klinischen Entdeckungen synthetisierte. K. R. Eissler hat in seiner *Hamlet*-Monographie darauf hingewiesen, daß es zu einfach wäre zu sagen, Freud habe das Konzept des Ödipuskonfliktes klinisch beobachtet und erst dann mit einem in der Literatur gefundenen Namen belegt (Eissler 1971, 467). Wie Eissler konstatiert, war Freuds Kenntnis des *Hamlet* oder des *König Ödipus* von Beginn an eine unverzichtbare Komponente des psychoanalytischen Entdeckungsprozesses. »Der Dichter war jederzeit der Vorläufer der Wissenschaft und so auch der wissenschaftlichen Psychologie«, heißt es schon bei Freud (Freud 1907 a, 70). Was ihn zu dieser Anleihe legitimierte, war die Tatsache, daß er selbst nicht nur ein gro-

* 13. Wolfgang-Loch-Vorlesung am 19. Oktober 2012 in Tübingen.

** Ausbildung zum Psychiater an der Universität Tübingen; ab 1968 leitende Stellung in Berliner Kliniken und sozialpsychiatrischen Diensten. Psychoanalytische Selbsterfahrung in Tübingen und Berlin ohne abgeschlossene Ausbildung. Affiliertes Mitglied der DPV. 1987 bis 2009 freie Praxis in Wedel bei Hamburg: Schwerpunkt langfristige analytische Therapien. Publikationen (1964–2012) überwiegend zum Thema Literatur und Psychoanalyse. Bibliographie in seiner Autobiographie *Lebensabriss* (2012). Der Autor ist im Februar 2013 verstorben.

ber Literaturkenner, sondern selbst ein großer Schriftsteller war: Wie weit sein Einfluß schon dadurch über seine Person hinausreicht, hat W. H. Auden (1966, 168) mit der Gedichtzeile »a whole climate of opinion« bezeugt.

Erst nachdem dieses Verhältnis von Psychoanalyse und Literatur einen Augenblick lang bedacht worden ist, können wir ins Auge fassen, daß aus der Verbindung von Psychoanalyse und Dichtung etwas hervorgehen konnte, das eigene Geltung beansprucht. Der Begriff »Literaturanalyse« hat sich nur langsam gebildet und durchgesetzt, lange nachdem Freud seine Arbeiten zu literarischen Themen schrieb und in seiner Mittwoch-Gesellschaft Adepten der Psychoanalyse Gelegenheit gab, Dichterpersönlichkeiten analytisch zu durchforschen und sich so die ersten Sporen zu verdienen. Freud ließ sie gewähren: zweifellos sah er, wie anfechtbar manches davon – soweit es nach außen drang – in den Augen seiner Wiener Umwelt erscheinen mußte. Er fand einen erbitterten Gegner in Karl Kraus, der zunächst Freuds immanente Gesellschaftskritik – den aus seiner Wahrheitsliebe entspringenden Kampf gegen gesellschaftliche Korruption und Heuchelei – gutgeheißen hatte, dann jedoch gerade an den Referaten der »Mittwoch-Gesellschaft« Anstoß nahm: Zwischenträger zwischen Freud und Kraus – Jekels, Wittels – gab es genug (Kory 2008). Man sieht, es war ein weiter, mühsamer Weg bis zu Thomas Manns »Die Stellung Freuds in der modernen Geistesgeschichte« (1929). Aber es ist bekannt, daß seine gewohnte Nüchternheit Freud auch in diesem Fall nicht im Stich ließ. Er registrierte, daß Thomas Mann andere, ihn gerade beschäftigende Gedanken mit Psychoanalyse nur »fourniert« hatte: »Die Masse ist aus anderem Holz« (Freud 1966 a, 199).

Ähnlich nüchtern äußert sich – mit langem zeitlichem Abstand – Michael Schröter in der Rezension eines Buches, das den Titel »Literatur und Psychoanalyse« trägt und sich zur Aufgabe gesetzt hat, die Geschichte der Literaturanalyse in Form von authentischen Selbsterfahrungsberichten einzufangen. Schröter stellt die skeptische Frage, ob es sich vielleicht bei der psychoanalytischen Literaturwissenschaft um das Projekt einer Generation handele, das für nachfolgende Generationen »nicht mehr dieselbe Evidenz und gewiss nicht mehr den Reiz des Innovativen oder gar des Aufsässigen« in sich barg (Schröter 2009, 196). Und in der Tat ist von der Erwartungshaltung, mit der Germanisten und vor allem Germanistikstudenten in den Siebzigerjahren des letzten Jahrhunderts sich von der Psychoanalyse Einblick in die geheimen Kammern des Schreibprozesses erhofften, nicht viel übrig geblieben. Es gibt Autoren aus dem literatur-

wissenschaftlichen Lager, die mit Formeln wie »Von der Psychoanalyse will man heute nicht mehr viel wissen« den Leser gleich eingangs um Verständnis bitten, daß sie sich mit diesem Gebiet befassen. Und Michael Schröter nennt auch den Mangel bei Namen, der dem Gebiet der Literaturanalyse anhaftet und nur sein Vorzeichen inzwischen geändert hat:

Die Gefahr besteht, daß die heutigen, germanistischen Vertreter des im Grunde interdisziplinären Felds in ähnlicher Weise analytisch dilettieren, wie die früheren, ärztlichen Vertreter literaturwissenschaftliche Dilettanten waren. Vielleicht ist das der unvermeidliche Preis der angewandten Psychoanalyse. (ebd., 194f.)

Betrachten wir einen der Aufsätze Freuds, seinen Beitrag zur Urgestalt der *Brüder Karamasow* – »Dostojewski und die Vätertötung« von 1928. Ein Kuriosum des Aufsatzes ist, daß Freud mitten im Text den Gegenstand wechselt und zu einem anderen Autor – Stefan Zweig – übergeht. Sein Interesse an einem Erkenntnisgewinn (Spielsucht) überwog das Interesse am individuellen Autor. Auch sind die beiden Texte – *Die Brüder Karamasow* und Zweigs *Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben einer Frau* – gelinde gesagt ungleichwertig. Aber wesentlicher ist wohl, daß Freud in Bezug auf Dostojewski zwiespältig empfand und sich zum Teil fast feindlich äußerte. Ein starker Affekt war im Spiel, der es ihm offensichtlich erschwerte, mit dem Gegenstand zu sympathisieren. Da sich die Psychoanalyse zu jener Zeit in den Augen der Öffentlichkeit als jüdische Wissenschaft darstellte, mußte sie nicht nur mit Anfeindungen üblicher Art, sondern auch antisemitischen Vorurteilen rechnen. Es mag für Freud eine unguete Überraschung gewesen sein, bei der Vorbereitung der Arbeit in Dostojewski auf einen radikalen Antisemiten zu stoßen, aber Rücksicht auf den Verlag und die Öffentlichkeit bestimmten ihn offenbar, den Antisemitismus unerwähnt zu lassen und seinen Grimm pauschal zu äußern:

Dostojewski hat es versäumt, ein Lehrer und Befreier der Menschen zu werden, er hat sich zu ihren Kerkermeistern gesellt; die kulturelle Zukunft der Menschen wird ihm wenig zu danken haben. (Freud 1928b, 402)

Es existiert eine 2007 posthum veröffentlichte Arbeit von Susan Sontag – »Loving Dostojewski« –, die sich mit dem gleichen Dilemma auseinandersetzt und zwiespältige Gefühle ähnlich offen äußert. Ich übersetze ins Deutsche:

Liebt man Dostojewski, was soll man anfangen – was eine Jüdin anfangen? – mit dem Wissen, daß er Juden gehaßt hat? Wie soll man sich den bössartigen Antisemitismus eines Mannes erklären, der in seinen Romanen so sensibel für das Leiden anderer war, diesen eifernden Anwalt der Erniedrigten und Beleidigten? Und wie die besondere Anziehungskraft verstehen, die Dostojewski auf Juden auszuüben scheint? (Sontag 2007, 32)

Der Vergleich der beiden Zitate macht deutlich, in welcher Situation sich Freud beim Schreiben seines Aufsatzes befunden haben mag. Es bot sich ihm die Gelegenheit, vor einem literarischen Leserkreis von den Möglichkeiten der Psychoanalyse zu sprechen, aber Forderungen der Diskretion und Rücksichtnahme (so wie später andere politische oder klerikale Gegebenheiten) standen im Weg. Es resultierten zwei Dostojewski-Bilder, ohne zu einer zumindest notdürftigen Verschmelzung miteinander zu gelangen. Auch wenn es heißt, die *Brüder Karamasoff* seien der wahrscheinlich großartigste Roman, »der je geschrieben wurde« (Freud 1928 b, 399), hebt das die polemischen Worte nicht auf. Man kann aber aus diesem Aufsatz ablesen (mit dieser Absicht habe ich ihn ausgewählt), eine wie große Rolle in der Geschichte der Psychoanalyse – schon bei ihrem Gründer – Affekte spielen: die Psychoanalyse hat sich nicht umsonst, vereinfacht formuliert, die Erforschung der Affekte zum Ziel gesetzt. Möglicherweise stößt eine Allianz der Psychoanalyse mit anderen, »abgeklärten« Wissenschaftszweigen – die sich mit dem befassen, was in feste Form gebracht längst vorliegt – schon im Ansatz auf Schwierigkeiten.

Behalten wir diesen Gegensatz im Auge, wenn es jetzt um den Wiederanschluß der Psychoanalyse – und der Literaturanalyse – an die Zeit vor 1933 geht. Auch hier stoßen wir auf einen Affekt: die Entschlossenheit, mit lieb gewordenen bürgerlichen Vorurteilen ein für allemal aufzuräumen. Verstand Johannes Cremerius' Aufsatzsammlung *Neurose und Genialität* (1971) sich noch vorwiegend als Rückblick, so machte Alexander Mitscherlich im Vorwort zu *Psychopathographien I* (1972) einen energischen Vorstoß, den herkömmlichen Geniebegriff zu relativieren:

Das beste Ergebnis, welches das vorliegende Buch erzeugen könnte, wäre, daß der Leser die Distanz zwischen idealisierter Künstlerfigur und sich selbst zu verringern vermöchte. Er kommt, sich einfühlend, dem schöpferischen Vermögen um soviel näher, wie er die Idealisierung überwinden kann. Denn die Idealisierung ist doch der große Widerstand gegen die kreative Erfindung, gegen die schöpferische Umwält-

zung, die der Idealist gerne von sich weggeschoben, allein dem Künstler aufgebürdet hätte (wie es tatsächlich charakteristisch für das bürgerliche Kunstverständnis war). Im übrigen möge der Leser nicht vergessen, daß die Psychoanalyse als eine über klinische Aufgaben hinausreichende Methode neueren Datums ist und ein großes Feld für schöpferische Entdeckungen, die uns heute schon gut täten, noch vor sich hat. (Mitscherlich 1972, XII–XIII)

Diese Sätze vermitteln etwas von der Aufbruchsstimmung, wie sie damals an der Tagesordnung war. Sie ging einher mit einer Assimilation dessen, was sich in der Zwischenzeit innerhalb der angloamerikanischen Psychoanalyse getan hatte. K.R. Eissler wurde mit einer seiner großen Monographien bereits genannt. Kann man sie noch auf den Nenner einer minutiös verfeinerten Genieforschung bringen, so liegt der Schwerpunkt bei Heinz Kohut – eindeutiger noch – auf der Erforschung der Kreativität. Er prägte den Begriff der Kreativitätsübertragung – »das Bedürfnis des Schaffenden nach einer Verschmelzung mit einem idealisierten Selbstobjekt« (Kohut 1987, 287) – und vertiefte so die von Mitscherlich erhobene Forderung nach Verringerung der Distanz zwischen Künstler und Rezipient, Schriftsteller und Leser. »What is so wonderful about great literature«, heißt es bei dem englischen Romancier E. M. Forster, »is that it transforms the man who reads it towards the condition of the man who wrote, and brings to birth in us also the creative impulse« (Forster 1951, 83).

Es fällt nicht schwer, Beschreibungen des kreativen Aktes und des kreativen Umgangs mit Literatur zu finden, teils auf literarischem, teils auf analytischem Gebiet. Ein Passus in Friedrich Nietzsches *Ecce Homo* ist wahrscheinlich nicht als Beschreibung einer bestimmten biographischen Situation und als Aussage über konkrete oder verinnerlichte Eltern, sondern als Metapher für Kreativität zu verstehen:

Das Glück meines Daseins, seine Einzigkeit vielleicht, liegt in seinem Verhängnis: ich bin, um es in Rätselform auszudrücken, als mein Vater bereits gestorben, als meine Mutter lebe ich noch und werde alt. (Nietzsche 1969, 516)

Ist dies Sprechen in Rätselform eine der Möglichkeiten, sich der »endopsychisch« (Freud 1907 a, 221) wahrgenommenen eigenen Kreativität zu nähern, so gibt es daneben eine andere Form der Annäherung, die der Partizipation an großen Vorbildern. Ich zitiere Ezra Pound:

Noch keiner hat gewagt, dies auszusprechen:
Doch weiß ich, wie die Seelen großer Männer
Zuweilen durch uns ziehn,
Wie wir in ihnen aufgehn und nichts sind,
Nichts sind als ihrer Seelen Spiegelbild.
So bin ich Dante eine Zeitlang, bin
Einer namens Villon, Balladen-Prinz und Dieb,
Bin solche Heiligen, daß ich ihre Namen
Nicht nennen mag aus Angst vor Blasphemie –
Dies einen Augenblick, und dann erlischt die Flamme. (Pound 1959, 156)

Nietzsches Rätsel und Pounds »Angst vor Blasphemie« scheinen beide darauf hinzuweisen, daß etwas im Wesen des kreativen Vorgangs »unentdeckt, unent-rätselt bleiben will« (Dettmering 2004, 171). Kohut spricht von »glücklichen Augenblicken« (Kohut 1966, 566), in denen Ich-Ideal und (in seiner damaligen Nomenklatur) narzißtisches Selbst miteinander eine kreative Konfiguration bilden:

Auf die Gefahr hin, anthropomorphistisch zu erscheinen, in Wirklichkeit jedoch gestützt auf eine Fülle klinischer Eindrücke und lebensgeschichtlicher Rekonstruktionen, bin ich versucht zu sagen, daß das Ich den Einfluß des Ich-Ideals als von oben kommend erlebt, den des narzißtischen Selbst als von unten kommend. (ebd., 567)

Thomas Manns die Josephsromane prägende Formel von dem Segen, der von oben kommt, und dem Segen der Tiefe, die unten liegt, sagt Ähnliches. Der an der Entzifferung künstlerischer, literarischer Phänomene interessierte Analytiker steht so im Zwischenraum zwischen Metapher und wissenschaftlicher Strenge:

Es ist [...] vielleicht nur eine ganz leichte Wendung in der Entwicklung, daß aus einem Menschen ein Psychoanalytiker und nicht ein Schriftsteller wird, und in ihren besten Arbeiten greifen die Psychoanalytiker oft zu bildhaften Darstellungen, um ihre Gedanken zu illustrieren. Bald aber gewinnt der Kliniker in ihnen wieder die Oberhand, und das Bild wird den strengen Forderungen der Logik unterworfen. (Leavy 1965, 220)

Behält der Psychoanalytiker, der sich einem Werk der Literatur nähert, diese Polarität von Bild und Wort im Auge – Metapher und Formel heißt es bei Kleist (*Kleine Schriften*, Fragment 2) –, wird er sich in der Regel vor konkretistischen

Deutungen in Acht nehmen, die ihm in der Praxis hin und wieder unterlaufen – so wenn das Rauschen der Bäume (in einem Film) als »Rauschen des Unbewußten« apostrophiert wird. Andererseits ist es beeindruckend, wenn ein zur Abstraktion neigender Autor wie Wolfgang Loch in seiner Arbeit über Regression plötzlich zur Metapher greift: »Die Angst vor dem Nichts treibt uns in die Welt, die Sehnsucht nach dem Liebesobjekt zieht uns in ihren Schoß« (Loch 1963/64, 537).

Sigmund Freuds Interpretationsmodelle

Was das Verhältnis von Literaturwissenschaft und Psychoanalyse in der Praxis bedeutet, erlebte ich gerade bei dem Vortrag einer jungen Literaturwissenschaftlerin über die Träume in Dostojewskis *Schuld und Sühne* (beziehungsweise – in der Übersetzung Svetlana Gaiers – Verbrechen und Strafe). Nachdem die Vortragende sich zunächst eindeutig von der Psychoanalyse und deren Traumverständnis abgegrenzt hatte, unterließ ihr im Lauf ihres Vortrags der Satz, die Figur des Swidrigailow in Dostojewskis Roman sei der unbewußte, verdrängte Teil Raskolnikows. Sie benutzte also, entgegen ihrer erklärten Absicht, psychoanalytische Vokabeln, die bereits in den allgemeinen (und so auch literaturwissenschaftlichen) Sprachgebrauch eingedrungen sind. Vor allem aber machte sie Gebrauch von einem Denkmuster, das es vor der Einführung der Psychoanalyse noch kaum gab: Figuren eines Romans als zusammengehörige Komponenten einer zugrundeliegenden einzigen Person zu verstehen. Sigmund Freud hat diesen Mechanismus der Spaltung in zwei antagonistische Figuren in »Der Dichter und das Phantasieren« ein für allemal gültig beschrieben:

Der psychologische Roman verdankt im ganzen wohl seine Besonderheit der Neigung des modernen Dichters, sein Ich durch Selbstbeobachtung in Partial-Ichs zu zerspalten und demzufolge die Konfliktströmungen seines Seelenlebens in mehreren Helden zu personifizieren. (Freud 1908 e, 220f.)

Raskolnikow und Swidrigailow bei Dostojewski entstammen dieser Spaltung in »Partial-Ichs« ebenso wie Hamlet und Fortinbras bei Shakespeare oder Faust und Mephisto bei Goethe. Vergleichbares gilt auch für weibliche Paarbildungen wie Charlotte und Otilie in den *Wahlverwandtschaften* oder Katerina Iwanowna und Gruschenka in *Die Brüder Karamasow*. Über ein berühmtes Bühnenpaar – Macbeth und Lady Macbeth – heißt es bei Freud,

daß Shakespeare häufig einen Charakter in zwei Personen zerlegt, von denen dann jede unvollkommen begrifflich erscheint, solange man sie nicht mit der anderen wiederum zur Einheit zusammensetzt. So könnte es auch mit Macbeth und der Lady sein, und dann würde es natürlich zu nichts führen, wollte man sie als selbständige Person fassen und nach der Motivierung ihrer Umwandlung forschen, ohne auf den sie ergänzenden Macbeth Rücksicht zu nehmen. Ich folge dieser Spur nicht weiter, aber ich will doch anführen [...], daß die Angstkeime, die in der Mordnacht bei Macbeth hervorbrechen, nicht bei ihm, sondern bei der Lady zur Entwicklung gelangen [...]. So erfüllt sich an ihr, was er in seiner Gewissensangst gefürchtet; sie wird die Reue nach der Tat, er wird der Trotz, sie erschöpfen miteinander die Möglichkeiten der Reaktion auf das Verbrechen, wie zwei uneinige Anteile einer einzigen psychischen Individualität und vielleicht Nachbilder eines einzigen Vorbildes. (Freud 1916d, 379f.)

Finden sich hier Charakterzüge wie Reue, Trotz und Gewissensangst auf ein *Paar* verteilt, so beschreibt Freud in »Das Unheimliche«, daß sich in der schönen Puppe Olimpia – in E. T. A. Hoffmanns *Der Sandmann* – der weibliche Seelenanteil des Protagonisten »materialisiert« und so zu einem Gegenüber, einem »Objekt« wird:

Diese automatische Puppe kann nichts anderes sein als die Materialisation von Nathaniels femininer Einstellung zu seinem Vater in früher Kindheit [...] Olimpia ist sozusagen ein von Nathaniel gelöster Komplex, der ihm als Person entgegentritt; die Beherrschung durch diesen Komplex findet in der unsinnig zwanghaften Liebe zu Olimpia ihren Ausdruck. Wir haben das Recht, diese Liebe eine narzißtische zu heißen, und verstehen, daß der ihr Verfallene sich dem realen Liebesobjekt entfremdet. (Freud 1919h, 244f.)

»Narzißtisch« in diesem Sinne ist aber noch ein weiteres Phänomen, das Freud in der gleichen Arbeit beschreibt und das ebenfalls der Vorstellungswelt des Protagonisten angehört:

[...] das Doppelgängertum in all seinen Abstufungen und Ausbildungen, also das Auftreten von Personen, die wegen ihrer gleichen Erscheinung für identisch gehalten werden müssen, die Steigerung dieses Verhältnisses durch Überspringen seelischer Vorgänge von einer dieser Personen auf die andere [...] so daß der eine das Wissen, Fühlen und Erleben des anderen mitbesitzt, die Identifizierung mit einer anderen Person, so daß man an seinem Ich irre wird oder das fremde Ich an die Stelle des eigenen versetzt, also Ich-Verdopplung, Ich-Teilung, Ich-Vertauschung. (ebd., 246)

Hier noch einmal die vier von Freud beschriebenen Verdoppelungsmechanismen in konzentrierter Form:

Aufspaltung der einen Person durch Ich-Spaltung in Partial-Ichs, was zu Gegensatzpaaren führt.

Funktionsteilung innerhalb eines Paares, zum Beispiel Mann und Frau.

Verselbständigung einer weiblichen Komponente durch Materialisation.

Verselbständigung tief verdrängter, der Selbstwahrnehmung entzogener Wesensteile zum Doppelgänger.

Hätte Freud allein diese vier Hinweise für ein vertieftes Verständnis von Literatur gegeben, wäre ihm ein Ehrenplatz in der Literaturforschung sicher. Umso seltsamer die Stärke der Abwehr – oder das Ineinander von Assimilation und Abwehr –, das die Psychoanalyse bei Freuds literarischen Zeitgenossen hervorrief.

Auch wer sich gegen die Psychoanalyse verwahrt, kann sich – wie Walter Schönau beschreibt – ahnungslos ihrer Vokabeln und Denkmuster bedienen:

[...] Tagtäglich zu machende[n] Erfahrungen lehren uns, daß Freud den modernen Diskurs über die Seele zwar begründet hat, daß die meisten [...] das aber nicht wissen oder es leugnen. So wie Monsieur Jourdain bei Molière erstaunt feststellte, er habe, ohne sich dessen bewußt zu sein, immer Prosa gesprochen, so können wir manchem Zeitgenossen versichern, er »spreche Freud« ohne es zu wissen, ja, ohne es zu wollen. Sogar viele Kritiker der Psychoanalyse ahnen nicht, wie viel Spuren Freud-schen Denkens ihre Angriffe enthalten. (Schönau 2007, 32 f.)

Aber selbst dort, wo ein hochbewußter Schriftsteller einen psychoanalytischen Text zitiert, geschieht es auf verborgene, »kryptische« Weise. Nicht ganz gesichert ist der folgende Fall: der amerikanische Literaturwissenschaftler Oscar Cargill meint bereits in Henry James' *The Turn of the Screw* (1898) ein solch kryptisches Zitat gefunden zu haben. Während seiner Auffassung nach die meisten psychopathologischen Besonderheiten des Textes auf die Erfahrungen zurückgehen, die James mit der Borderline-Hysterie seiner Schwester Alice machte, hält er für denkbar, daß James über seinen Bruder William – den berühmten Psychologen – mit Freuds 1895 erschienenen *Studien über Hysterie* vertraut gewesen ist. Natürlich kann es Zufall sein, daß hier wie dort eine Erzieherin für zwei verwaiste oder halbverwaiste Kinder zu sorgen hat und gleichzeitig erotische Wünsche hegt, die dem Hausherrn beziehungsweise dem Vormund der Kinder gelten. Auch könnte ein sich Lucy R. aufdrängender Geruch nach verbrannter Mehlspeise sein Äquivalent bei James im Geruch von gebackenem Brot haben, der der Protagonistin an einer Stelle des Textes bewußt wird (Cargill 1966, 158).

Zwingender ist der Hinweis des Literaturwissenschaftlers Peter Henninger auf synonyme Stellen bei Freud und Musil. Heißt es in den *Studien über Hysterie*: »Ich sehe nur gewissermaßen die Spitzen des Gedankenganges ins Unbewußte eintauchen«, so bei Musil: »Ja, es gab in ihm Gefühle, die, wenn seine Worte sie suchten, noch gar keine Gefühle waren, sondern nur als hätte sich etwas in ihm verlängert, mit den Spitzen sich schon hineintauchend« (zitiert nach Henninger 1980, 170). Oder Musil variiert das von Freud seinerzeit noch empfohlene Handauflegen auf die Stirn des Patienten: »wie Hände manchmal auf einer Stirn ruhn, wenn nichts mehr sagbar ist« (ebd., 169). Aber diente das Auflegen der Hand bei Freud der Anregung des Assoziationsprozesses, so besagt Musils Gebrauch der Metapher das genaue Gegenteil. Offenbar hatte Freuds Text Musils kreative Phantasie angeregt und vor allem die Metaphorik der »Vereinigungen« (1911) beeinflusst, gleichzeitig aber auch einen spezifischen Widerstand wachgerufen, wie er dann in einem Text wie »Der bedrohte Ödipus« zur Ausformung kommen sollte.

Ein Sonderfall: Rainer Maria Rilke

Dramatischer als bei den bisher genannten Autoren gestaltete sich die Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse bei Rilke. Künstler wußten von jeher um die Verletzlichkeit, die anfälligen Stellen ihrer kreativen Disposition, und der Gedanke an psychoanalytische Therapie, den Rilke zeitweise erwog, kam dem Betreten einer *terra incognita* gleich. Da die frühe Psychoanalyse noch nicht zwischen defensiven und kompensatorischen Abwehrstrukturen unterschied (Kohut 1979), bestand die Gefahr für den Künstler – auch wenn manche Auskunft Freuds anders lautet –, unter der Wirkung der Psychoanalyse seine kreativen Fähigkeiten einzubüßen. Rilke faßte eine Begegnung mit dem Münchener Psychoanalytiker Dr. Stauffenberg in einem Brief an Lou Andreas-Salomé vom 9. September 1914 folgendermaßen zusammen:

Er versuchte immer wieder auf jenes Gebiet zu kommen, wo er meint, vor allem Macht zu haben, wir gingen auch zuweilen darüber hin, nur daß eben alles Graben und Jäten und eigentliche Arbeit dort ausgeschlossen blieb. Mit Schrecken empfand ich manchmal eine Art von geistigem Brechreiz, den er hervorzurufen bemüht war; es wäre furchtbar, die Kindheit so in Brocken von sich zu geben, furchtbar für einen, der nicht darauf angewiesen ist, ihr Erfundenem und Gefühltem verwandelt aufzu-

brauchen in Dingen, Tieren – worin nicht? –, wenn es sein muß in Ungeheuern.
(Rilke/Salomé 1952, 368)

In einer Prosaaufzeichnung mit dem Titel »Erinnerung« formte Rilke diese Gedanken dann endgültig aus. Ein Brief an Freud vom 12. Februar 1916 unterstreicht sein Zögern, sich mit der Psychoanalyse einzulassen:

Öfters war ich daran, mir durch eine Aussprache mit Ihnen aus der Verschüttung zu helfen. Aber schließlich überzog der Entschluß, die Sache allein durchzumachen, soweit einem eben noch ein trüber Satz Alleinseins bleibt. Wenn ich es nach und nach zu etwas Fassung bringe, so frag ich mich sicher bei Ihnen an und komme: ich weiß, das wird gut sein. (zitiert nach Ungern-Sternberg 2004, 193)

Daß Freud über Rilkes Zögern enttäuscht und verstimmt war, zeigt sein Brief an Lou Andreas-Salomé vom 27. Juli des gleichen Jahres:

Wir sehen hier einem Urlaubsbesuch von Ernst, in dem Sie eine Ähnlichkeit mit R.M. Rilke erkannt haben, entgegen. Dieser letztere, dem ich zu seiner Wiederkehr in die Poetenfreiheit gratulieren möchte, hat uns in Wien deutlich genug zu erkennen gegeben, daß »kein ewiger Bund mit ihm zu flechten« ist. So herzlich er bei seinem ersten Besuch war, es ist nicht gelungen, ihn zu einem zweiten zu bewegen. (Freud 1966 a, 56)

Auf diesen Brief Freuds bezieht sich Lou Andreas-Salomés Äußerung, Rilkes Zurückhaltung sei keine Entfremdung von der Psychoanalyse, sondern Ausdruck dessen, was sie seine »Zerbrochenheit« nennt (Freud 1966 a, 57). Offenbar verstand sie sich als Mittlerin zwischen Freud und Rilke und war bemüht, ihm psychoanalytische Erkenntnisse in einer Form nahezubringen, die auf seine Bedürfnisse zugeschnitten war. Aus den in ihrem Freud-Tagebuch enthaltenen Passagen über Rilke (1965, 141 – 146) geht hervor, daß sie sich über die privaten Hintergründe von Mythologemen wie »Engel« und »Puppe« im klaren war, aber wie in einer Vorwegnahme Kohuts verstand, daß diese Bildungen kompensatorischer Natur waren. Sie versuchte daher, Rilke in seiner Auseinandersetzung mit seinen disparaten Selbstaspekten empathisch zu begleiten, sich als Einheit verbürgendes Selbst-Objekt verfügbar zu halten und so zu verhindern, dass Rilke unwiderruflicher Desintegration, »Fragmentierung« anheimfiel.

An Lou Andreas-Salomés Rolle als Deuterin von Rilkes Lebensweg ist wenig Zweifel, was aber auch Gefahren in sich barg. So bestärkte Lou Rilke in der

Vorstellung, daß die 1922 rauschartig entstandenen restlichen *Duineser Elegien* eine Emanation des Unbewußten seien oder, wie Rilke selbst es nannte, »Diktat«. Der Dichter ist jedoch nicht nur »poeta« (Empfänger), sondern auch »artifex« (aktiver Gestalter seiner Texte). Für Paul Valéry, der die Bezeichnung »artifex« sogar vorzog, mußte die Dichtung hundertmal auf den »Webstuhl« (»métier«) zurück, bevor er sie als fertig erachtete. Hätte Rilke seine jenem Schaffensrausch entstammende achte Elegie einer gründlichen Revision unterzogen, wäre ihm wohl nicht entgangen, daß er die gleichen Worte mehrmals und immer in der gleichen Kombination verwendet hatte. Insgesamt viermal steht »unendlich« am Zeilenanfang, meist in Kombination mit dem Wort »rein«:

Wir haben nie, nicht einen einzigen Tag,
den reinen Raum vor uns, in den die Blumen
unendlich aufgehn. Immer ist es Welt
und niemals Nirgends ohne Nicht: das Reine,
Unüberwachte, das man atmet und
unendlich weiß und nicht begehrt. (*Elegien* 1922, 80)

Der iterative Wortgebrauch in der achten Elegie mindert zwar nicht deren hohen poetischen Rang insgesamt, läßt aber Vermutungen zu, warum Rilkes »artifex« inaktiv blieb: er wurde offenbar durch die Vorstellung eines numinosen »Diktats« inhibiert. Und in dieser irrationalen Einstellung unterstützte Lou – diesmal in der Rolle einer bewundernden *Mutter* – den Dichter nach Kräften. Man weiß sogar, daß sie die Texte in ihre therapeutische Arbeit einbezog, ihnen mit anderen Worten *Heilkraft* zutraute.

Lous »Tagebuch« von 1912/13 wirft allerdings grelles Licht auf die seelische Verfassung Rilkes in seinen Krisenjahren:

Das »Nichtwiedergeliebtwerdenwollen« [...] hat sich gegenüber die Glorifizierung des weiblichen Liebenkönnens wie eine Versuchung, »so geliebt zu werden«. Das Weib in Rainer selbst fühlt sich davon aber bestochen, identifiziert sich damit, lebt sich aus: und auf diesem Umwege wird so der Mann in ihm vom Weib in ihm geführt – nicht vom Weibe draußen –, daraus ergeben sich die Konflikte. Dadurch sind sie aber auch unvermeidlich und ist kein Ausweg aus der Introvertierung. (Andreas-Salomé 1965, 144)

Die Sprache, in die Andreas-Salomé ihr Wissen kleidet, weist noch Anklänge an die Sprache des 19. Jahrhunderts auf (»das Weib in Rainer«), aber wenn man

ihre Diktion umformuliert und sich dazu des Anima-Konzepts von C. G. Jung bedient, könnte man sagen, daß Rilkes Anima – hypertrophiert – den »Mann in ihm« zeitweise zu ersticken drohte. Von W. H. Auden stammt eine Charakterisierung Rilkes, die meines Erachtens weit über ein bloßes *bonmot* hinausgeht: »Rilke – the greatest Lesbian poet since Sappho« (zitiert nach Osborne 1979, 279). In diesem Sinne blieb Rilke Zeit seines Lebens ein Gefangener seiner Sensibilität.

Interessant ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, daß – wie mein Tübinger Psychiatrielehrer Walter Schulte in einer Arbeit schrieb – die Frau bei Rilke »ein ganz anderes Verhältnis zu ihrem Spiegelbild hat als der Mann« (Schulte 1960, 131). Die Beziehung zum eigenen Spiegelbild ist negativ immer nur dort, wo sie sein männliches Ich, nicht wo sie (wie vor allem im Spätwerk) ein weibliches Ich betrifft. D. W. Winnicott spricht von einem abgespaltenen gegengeschlechtlichen Persönlichkeitsteil, der entweder immer auf der gleichen Entwicklungsstufe bleibt oder »nur langsam reift« (Winnicott 1973, 91). Ich zitiere aus Rilkes siebenstrophigem Gedicht »Narziss« von 1913 eine Stelle, in der es um das Bild geht, das die Frau in ihrem Innern beherbergt:

Hob es sich so in ihrem Traum herbei
Zu süßer Furcht? Fast fühl ich schon die ihre.
Denn, wie ich mich in meinem Blick verliere,
ich könnte denken, daß ich tödlich sei. (*Werke* II, 6)

Im Vergleich dazu die letzte Strophe eines Gedichts von 1924, in dem eine Frau angesprochen wird:

Gesteigert um dein Bild, wie bist du reich.
Dein Ja zu dir bejaht dir Haar und Wange;
und überfüllt von solchem Selbstempfang
taumelt dein Blick und dunkelt im Vergleich. (*Werke* II, 118)

Unter Rückgriff auf einen der früher erwähnten Freudschen Denkanstöße kann man diese Diskrepanz in der Weise deuten, daß die dem männlichen »Narziß« fehlende Selbstbejahung sich in der weiblichen Figur »materialisiert«. Der Wunschvorstellung einer womöglich gesegneten weiblichen Existenz begegnen wir überraschenderweise auch bei Franz Kafka, und zwar in den Schlußsätzen einer seiner düstersten Erzählungen, »Die Verwandlung«. Indem er an die

Stelle einer soeben traumatisch ausgelöschten männlichen Existenz eine weibliche Figur als Hoffnungsträgerin setzt, äußert sich erstmals etwas wie Hoffnung. Den Eltern wird beim Anblick ihrer Tochter bewußt,

wie sie in letzter Zeit trotz aller Plage, die ihre Wangen bleich gemacht hatte, zu einem schönen und üppigen Mädchen aufgeblüht war. Stiller werdend und fast unbewußt durch Blicke sich verständigend, dachten sie daran, daß es nun Zeit sein werde, auch einen braven Mann für sie zu suchen. Und es war ihnen wie eine Bestätigung ihrer neuen Träume und guten Absichten, als am Ziele ihrer Fahrt die Tochter als erste sich erhob und ihren jungen Körper dehnte. (Kafka 1961, 93)

Trennendes und Gemeinsames

In seiner Rede zur Verleihung des Goethepreises 1930 spricht Sigmund Freud von dem »Webermeisterstück«, das sich zwischen Triebanlagen, Erlebnissen und den Werken eines Künstlers ausbreite; er sagt an der gleichen Stelle, daß Goethe nicht nur ein großer Bekenner, sondern auch ein sorgsamer Verhüller gewesen sei. Bei manchen Künstlern äußert sich dieses Bedürfnis nach Verborgenheit in Form einer eigentümlichen Ambivalenz: Das Bedürfnis, verstanden und kritisch gewürdigt zu werden, ist ebenso groß wie das, unbemerkt zu bleiben und nicht gefunden zu werden (Freud 1930e, 550). Winnicott spricht von einem »differenzierten Versteckspiel, in dem es eine Freude ist, verborgen zu sein, aber ein Unglück, nicht gefunden zu werden« (Winnicott 1974, 244). Der Wunsch nach Verborgenheit bezieht sich wohl vor allem auf die Gefahr, das kreative Potential könne durch ein Zuviel an Beobachtung ausgebeutet und »vernichtet« werden (ebd., 191). Gab es diese Gefahr bereits vor der Psychoanalyse, so wurde von nun an der Analytiker zu dem gefürchteten Gegenüber, das in die geheimen – produktiv bedeutungsvollen – Seelenwinkel des Künstlers hineinspäht und durch Gegenmaßnahmen depotenziert werden muß. Karikaturen von Psychoanalytikern ziehen sich durch die gesamte moderne Literatur und reichen von Dr. Krokowski im *Zauberberg* bis hin zu einem Branntweinschenk in Heimito von Doderers *Dämonen*, den der Autor mit dem Namen »Freud« ausstattet. Es bildete sich ein kollektiver Abwehrwall, den kreativen Bereich vor dem Zugriff ausbeuterischer Indiskretion abzuschirmen.

Soviel zur Abwehr realer oder eingebildeter Gefahren. Dem gegenüber steht das vorsichtige Abwägen, das etwa Eisslers Form der Annäherung charakteri-

sirt. Eissler war es übrigens, der mit seiner Unterscheidung von exo- und endo-poetisch auf die Möglichkeit hinwies, die Person des Dichters könne bei der Analyse eines literarischen Werks unberücksichtigt bleiben (Eissler 1971, 6). Auf diese Weise haben sich unterschiedliche Formen von Literaturanalyse entwickelt, so Heinz Kohuts Einführung des Begriffs »Tiefenbiographie« (»biography in depth« 1966, 584) oder Janine Chasseguet-Smirgels Verständnis des literarischen Textes als die ihm eigentümliche Objektbeziehung (1971). Die naive Vorstellung, ein literarischer Protagonist sei gleichsam eine wirkliche Person, wurde Schritt für Schritt verlassen und auch von Freud nicht geteilt. In einem Brief Sigmund Freuds an Richard Flatter vom 30. März 1930 heißt es,

daß man doch kein Recht hat, vom Dichter korrekt zutreffende Krankheitsbilder zu verlangen. Genug, wenn unser Gefühl an keiner Stelle beleidigt wird, und wenn unsere sozusagen populäre Psychiatrie uns gestattet, der als abnorm dargestellten Person auf alle Abwege zu folgen. (Freud 1960a, 140)

Abschließend noch einige Worte zum Problem der Priorität: wer hat am tiefsten geschürft, der Dichter oder der Analytiker? Hat Thomas Mann Recht mit seiner Äußerung im *Svenska Dagbladet* vom 4.8.1953, Shakespeare sei der größte Psychoanalytiker gewesen, der je gelebt habe? (Posener 1995, 143) Aber Freuds Verdienst wird nicht geschmälert, wenn man einen großen Dichter wie Shakespeare seinen Vorläufer nennt.

Eine wie große, unverzichtbare Rolle der Gestalt eines »Vorgängers« oder »Vorläufers« zukommt, geht aus dem Kreativitätsmodell hervor, das Manfred Clemenz in seinem Buch *Freud und Leonardo* 2003 vorgelegt hat. Clemenz nennt sechs Kriterien, die den angehenden Künstler konstituieren: Er muß frei genug sein, sich kreativ zu versuchen; er muß einen »master teacher« finden, an dem er sich orientiert; er muß etwas nicht nur gut, sondern ungewöhnlich gut machen wollen; er muß (innerhalb oder außerhalb tradierter Muster) auf der Suche nach Neuem sein; er muß zeitweise soziale Isolierung ertragen können, aber wiederum über die Kraft verfügen, Gleichgesinnte anzuziehen und seine Kunst in den Schutz ihm treu ergebener Wegbegleiter zu stellen.

Man könnte angesichts dieses Kreativitätsmodells, das sich bei Clemenz auf die Person Freuds bezieht, fast auf den Gedanken kommen, man habe es nicht mit dem Entwicklungsweg eines großen Naturwissenschaftlers, sondern dem eines großen, seinen Weg erst noch suchenden Künstlers zu tun. Daher wohl

auch die eingangs erwähnte Nähe Freuds zu den Dichtern vor ihm und neben ihm.

Zum Abschluß noch einige Worte in eigener Sache. Bei den unter meinem Namen erschienenen Arbeiten handelte es sich ja in der Regel, mit Ausnahme des Bandes über Kleist, meist um Essays zu einzelnen Autoren, die ich dann, wenn sich Einiges angesammelt hatte, in Buchform zusammenfaßte und mit einem passenden Titel versah. Dietmar Klotz' Reprintverlag, den es nun leider in dieser Form nicht mehr gibt, leistete mir dabei wertvolle Dienste, und über einen Mangel an Echo habe ich mich bei ihm nicht zu beklagen gehabt. Nachträglich ist mir allerdings klar geworden, daß ich mit diesem Verfahren auch meinerseits, nur in kleinerem Ausmaß, genau das getan habe, was ich zu Beginn meines Vortrags das eilige Durchmessen eines neuen, faszinierenden Gebietes nannte. Das geduldige, allmähliche Durchdringen eines bestimmten Themas war dann oft das Ergebnis jahre- oder jahrzehntelanger Arbeit. Wenn ich übrigens den Vortrag auf den Tübinger Fortbildungstagen im Oktober 1964 als den Beginn meiner literaturanalytischen Tätigkeit setze, so erscheint mir der heutige Vortrag jetzt – fast auf den Tag genau 38 Jahre später und am gleichen Ort – als stimmiger Abschluß.

Zusammenfassung

Nach einem historischen Rückblick auf die Zeit von Sigmund Freuds Mittwoch-Gesellschaft wird der Weg nachgezeichnet, den die Literaturanalyse seither zurückgelegt hat, wobei sich der Schwerpunkt des Interesses von der Genieforschung immer stärker auf die Erforschung der Kreativität verlagert hat. In einem zweiten Teil werden vier Interpretationsmodelle beschrieben, die auf Sigmund Freud zurückgehen. In diesem Abschnitt wird auch die Frage erörtert, wie weit die Schriftsteller der Epoche Freuds Gedanken assimilierten oder umformten. Der letzte Teil hebt abschließend noch einmal hervor, was Psychoanalyse und Literatur trennt oder aber miteinander verbindet.

Summary

Psychoanalysis and Literature

The lecture looks back to the first relationship between psychoanalysis and literature in Sigmund Freud's »Mittwoch-Gesellschaft« and the further development of this relationship, of which it is obvious that the interest in the psychology of genius has gradually changed into a growing interest in the question of creativity. A second part describes four models of interpretation – introduced by Freud himself – and shows, in what degree the literary authors modified Freud's discoveries for their own devices. There are certainly certain elements common to both.

Literatur

- Andreas-Salomé, L. (1965): *In der Schule bei Freud. Tagebuch eines Jahres, 1912/13*. München: Kindler.
- Auden, W.H. (1966): *Collected Shorter Poems 1927–1957*. London: Faber & Faber.
- Balint, M. (1970): *Therapeutische Aspekte der Regression. Die Theorie der Grundstörung*. Stuttgart: Klett.
- Cargill, O. (1966): The Turn of the Screw and Alice James. In: Kimbrough, R. (Hg.): *The Turn of the Screw. An Authoritative Text. Backgrounds and Sources*. New York: Norton, 145–165.
- Chasseguet-Smirgel, J. (1971 [1972]): Letztes Jahr in Marienbad. Zur Methodologie der psychoanalytischen Erschließung des Kunstwerkes. In: Mitscherlich, A. (Hg.): *Psycho-Pathographien I*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Clemenz, M. (2003): *Freud und Leonardo. Eine Kritik psychoanalytischer Kunstinterpretation*. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.
- Cremerius, J. (1971): *Neurose und Genialität. Psychoanalytische Biographien*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Dettmering, P. (1973): Psychoanalyse als Instrument der Literaturwissenschaft. In: *Psyche – Z Psychoanal* 27, 601–613. Auch in: vom Scheid, J. (Hg.): *Psychoanalyse. Selbstdarstellung einer Wissenschaft*. München (Nymphenburger). Einleitungsaufsatz zu dem gleichnamigen Buch, Eschborn: Dietmar Klotz 1981.
- (2004): Zum Verhältnis von Literatur und Psychoanalyse. In: Ders.: *Konfliktbewältigung durch Kreativität. Studien zu Literatur und Film*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 171–177.
- (2008): »Wort« und »Bild«. Mein Weg zur Literaturanalyse. In: *Literatur & Psychoanalyse. Erinnerungen als Bausteine einer Wissenschaftsgeschichte*.

Hg. von W. Mauser/C. Pietzcker. Würzburg: Königshausen & Neumann, 61–74.

- (2010): Psychoanalyse und Literatur – Literaturanalyse. In: *Psychoanalyse im Dialog mit den Nachbarwissenschaften*. Hg. von H. Böker. Gießen: Psychosozial.
- (2010): *Frauenbilder in Literatur und Film*. Magdeburg: Dietmar Klotz/Sich-Verlag.
- (2012): Lebensabriss. In: *Psychoanalyse in Selbstdarstellungen*, Band IX. Hg. von L. M. Hermanns. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel, 11–45.
- (2012): *Literatur- und Filmanalyse*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Doderer, H. von (1956): *Die Dämonen. Nach der Chronik des Sektionsrates Geyrenhoff*. München: Biederstein.
- Dostojewski, F. M. (1928): *Die Urgestalt der Brüder Karamasow*. Hg. von R. Fülöp-Müller/F. Eckstein. Mit einer einleitenden Studie von S. Freud. München: Piper.
- Eliot, G. (1871–1874 [1996]): *Middlemarch*. London: Penguin.
- Eissler, K. R. (1971): *Discourse on Hamlet*. Hamlet. New York: International Universities Press.
- Forster, E.M. (1972): Anonymity: An Enquiry. In: *Two Cheers for Democracy*. London: Edward Arnold.
- Freud, S. (1895 d): Studien über Hysterie. In: *GW I*, 75–312.
- (1907 a): Der Wahn und die Träume in W. Jensens »Gradiva«. In: *GW VII*, 29–122.
- (1908 e): Der Dichter und das Phantasieren. In: *GW VII*, 213–223.
- (1916 d): Einige Charaktertypen aus der psychoanalytischen Arbeit. Zweiter Teil: Die am Erfolge scheitern. In: *GW X*, 364–391.
- (1919 h): Das Unheimliche. In: *GW XII*, 229–268.
- (1928 b): Dostojewski und die Vätertötung. In: *GW XIV*, 399–418.
- (1930 e): Ansprache im Frankfurter Goethehaus. In: *GW XIV*, 547–550.
- (1960 a): Briefe 1873–1939. Ausgew. u. hg. von E. und L. Freud. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- /Andreas-Salomé, L. (1966 a): Briefwechsel. Hg. von E. Pfeiffer. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Henninger, P. (1980): Der Buchstabe und der Geist. Unbewusste Determinierung im Schreiben Robert Musils. In: *Literatur und Psychologie*, Band 4. Hg. von B. Urban/W. Mauser. Frankfurt am Main/Bern/Cirencester: Peter Lang.
- James, H. (1872): *Die Tortur (The Turn of the Screw)*. In der Übersetzung von C. Grote. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1975.
- Jung, C. G. (1954): *Welt der Psyche. Eine Auswahl zur Einführung*. Zürich: Rascher.
- Kafka, F. (1961): *Die Erzählungen*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Kleist, H. v. (1964): *Werke in acht Bänden*. München: dtv.

- Kohut, H. (1966): Formen und Umformungen des Narzißmus. In: *Psyche – Z Psychoanal* 20, 561–587.
- (1978): *The Search for the Self. Selected Writings of Heinz Kohut 1950–1978*. Zwei Bände. Hg. von P. H. Ornstein. New York: International Universities Press.
- (1987): *Wie heilt die Psychoanalyse?* Hg. von A. Goldberg unter Mitwirkung von P. Stepanyk. Übersetzt von E. vom Scheidt. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kory, B.P. (2007): *Im Spannungsfeld zwischen Literatur und Psychoanalyse. Die Auseinandersetzungen von Karl Kraus, Fritz Wittels und Stefan Zweig mit dem »großen Zauberer« Sigmund Freud*. Stuttgart: Ibidem-Verlag.
- Leavy, S.A. (1965): Lou Andreas-Salomés Freud-Tagebuch. In: *Psyche – Z Psychoanal* 19, 219–240.
- Loch, W. (1963/64): Regression. In: *Psyche – Z Psychoanal* 17, 517–545.
- Mann, T. (1968): *Freud und die Zukunft. Das essayistische Werk*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Mitscherlich, A. (1972): *Psycho-Pathographien I. Schriftsteller und Psychoanalyse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Musil, R. (1978): *Gesammelte Werke in neun Bänden*. Reinbek: Rowohlt.
- Nietzsche, F. (1972): *Werke in sechs Bänden*. Hg. von K. Schlechta. Frankfurt am Main/Berlin/Wien: Ullstein.
- Osborne, C. (1979): *W. H. Auden. The Life of a Poet*. London: Methuen.
- Posener, A. (1995): *Shakespeare*. Reinbek: Rowohlt.
- Pound, E. (1959): *Dichtung und Prosa*. Ausgewählt und übertragen von E. Hesse. Berlin: Ullstein.
- Rilke, R. M. (1966): *Werke in sechs Bänden*. Frankfurt am Main: Insel.
- /L. Andreas-Salomé (1952): *Briefwechsel*. Zürich/Wiesbaden: Max Niehans/Insel.
- Schönau, W. (2006): Freud als Sprachschöpfer und Diskursbegründer. In: *Freiburger literaturpsychologische Gespräche* 26. Würzburg: Königshausen & Neumann, 245–254.
- Schröter, M. (2009): Rezension von W. Mauser/C. Pietzcker: *Literatur & Psychoanalyse*. In: *Freiburger literaturpsychologische Gespräche* 28. Würzburg: Königshausen & Neumann, 193–195.
- Schulte, W. (1960): Das Unbehagen beim Erleben der eigenen Person im Tonfilm. In: *Praxis der Psychotherapie* V, 128–136.
- Sontag, S. (2007): *At the Same Time. Essays and Speeches*. New York: Picador.
- Ungern-Sternberg, W. von (2004): Er hat uns in Wien deutlich genug zu erkennen gegeben, dass »kein ewiger Bund mit ihm zu flechten« ist. Zu zwei Begegnungen zwischen Rilke und Freud. In: *Bespiegelungskunst. Begegnungen auf den Seitenwegen der Literaturgeschichte*. Hg. von G. Braungart/F. Harzer/H.P. Neureuter/G.M. Rösch. Tübingen: Attempto.

- Winnicott, D. W. (1971): *Vom Spiel zur Kreativität*. Übersetzt von M. Ermann. Stuttgart: Klett.
- (1974): *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt*. München: Kindler.

© frommann-holzboog e.K.